

Und schon wieder ein paar hinterzogene Millionen mehr

Der Fall Hoeness wird immer abstruser, die an Steuern hinterzogene Summe immer höher. Stand nach dem zweiten Verhandlungstag am Landgericht München II: Es sind 27,2 Millionen Euro – mindestens.

Von Hans Bärtsch

München. – Der Prozess gegen Uli Hoeness wegen Steuerhinterziehung ist an Spektakel kaum zu überbieten. Noch einigermassen übersichtlich ging es beim Prozessauftritt am Montag um 3,5 Millionen Euro, die der Präsident des FC Bayern München über ein Konto der Zürcher Bank Vontobel am deutschen Fiskus vorbeigeschleust haben soll. Hoeness überraschte vor dem Landgericht München II dann mit dem Eingeständnis, dass die von 2003 bis 2009 hinterzogene Summe bei 18,5 Millionen liege.

Gestern war dies schon wieder Makulatur. Aufgrund erst kurz vor Verhandlungsbeginn eingereichter Unterlagen nannte eine Steuerfahnderin bei ihrer Befragung den Betrag von 23,7 Millionen. Zusammen mit den darin nicht eingerechneten 3,5 Millionen ergibt sich ein neues Gesamttotal von 27,2 Millionen Euro. Und dabei handle es sich um eine «Best-Case-Annahme», so die Steuerfahnderin. Anders ausgedrückt: Die Summe, die der 62-jährige Hoeness an Steuern hinterzogen hat, könnte noch höher liegen.

Eine neue Ausgangslage

Die zeitlich knapp eingereichten Unterlagen – es geht um Zehntausende von Transaktionen – haben wohl zur Folge, dass der Prozess länger dauern wird als geplant. Ursprünglich waren vier Tage eingerechnet, mit der Möglichkeit, dass bereits morgen Donnerstag das Urteil ergeht. Gerichtssprecherin Andrea Titz bezeichnete dieses Szenario gestern aber als «nicht mehr sehr wahrscheinlich». Die Entscheidung, ob der Prozess verlängert wird, wird laut Titz heute gefällt.

Nach wie vor umstritten ist unter Steuerrechtlern, wie sich die neue Ausgangslage aufs Urteil auswirken



Immer neue Vorwürfe: Bayern-München-Präsident Uli Hoeness verfolgt den zweiten Tag des Steuerprozesses.

Bild Michael Dalder/Keystone

wird. Nur die wenigsten Beobachter sind noch der Ansicht, dass Hoeness mit einer bedingten Gefängnisstrafe plus einer – sicherlich satten – Geldstrafe davonkommt. Ausgeschlossen ist dies dennoch nicht, sollten sich Gericht, Anklage und Verteidigung einigen können. Knackpunkt dürfte bis zum Schluss bleiben, ob die Selbstanzeige vom Januar 2013 vom Gericht – ganz oder in Teilen – anerkannt wird oder nicht. Hoeness selber äusserte sich gestern mit keinem einzigen Wort, nachdem er sich am Vortag fast um Kopf und Kragen geredet hatte. Er hatte von seinem Verteidiger mehrfach zurechtgewiesen werden müssen, bei der Wahrheit zu bleiben.

150 Millionen zum Zocken

Dass sich die dem Fiskus vorenthaltenen Beträge in immer neue Höhen schrauben, hängt mit den Volumina der Devisenspekulationen zusammen, die Hoeness getätigt hat. Gestern wurde vor Gericht erstmals eine Summe genannt: 150 Millionen Euro seien 2005 auf dem Konto der Bank Vontobel zur Verfügung gestanden – Gewinne wie auch Verluste hätten schon einmal zweistellige Millionenhöhe erreicht.

Für Aufregung sorgte, dass die nachgereichten Unterlagen pdf-Dokumente der Bank enthalten, die schon am 18. Januar 2013, also einen Tag nach Hoeness' Selbstanzeige, erstellt worden waren. Der Beschuldigte beziehungsweise seine Anwälte hatten immer argumentiert, die Unterlagen selber nicht früher bekommen zu haben – entsprechend hätten sie nicht früher weitergeleitet werden können. Jedenfalls relativierte sich das Bild Hoeness' vom Vortag, als er den reumütigen Sünder gab, der komplett reinen Tisch machen wollte. Unter strafrechtlichen Aspekten (tätige Reue) müssen nämlich sämtliche Karten offengelegt sein, damit sich dies allenfalls positiv auf den Prozessverlauf auswirkt. Dass die Steuerfahnderin weitere Millionen entdeckt hat, bringt die Verteidigungsstrategie mit einem sogenannten überschüssenden Geständnis (die am Vortag freimütig eingeräumten zusätzlichen 15 Millionen Euro) ins Wanken. Sie könnte Hoeness letztlich das bescheren, was unbedingt verhindert werden sollte: Gefängnis. **AM RANDE 5. SPALTE**

AM RANDE

Der andere Uli Hoeness

Von Stefan Schmid

Man kannte ihn, den Uli Hoeness. Hoeness: Stürmer, Manager und später Präsident beim grossen FC Bayern München. Einem der aktuell erfolgreichsten Fussballvereine der Welt – in sportlicher sowie wirtschaftlicher Hinsicht. Hoeness: seriöser Geschäftsmann, bodenständiger Wurstfabrikant und Baumeister des Erfolgs bei Bayern. Hoeness: einer, der gerne in der Öffentlichkeit polterte und verbal kräftig austeilte. Hoeness: einer mit grosser sozialer Ader, der auch abseits des Rasens wiederholt half, wenn jemand in eine Notlage geraten war – selbst dem sportlichen Gegner.

Dann kam der 17. Januar 2013: die Zäsur mit der durch Medienenthüllungen forcierten Selbstanzeige und Hoeness' Geständnis, über Jahre Millionen an Steuern hinterzogen zu haben. «Wer ist dieser Uli Hoeness?», fragten sich viele – und sie fragen sich das bis heute. Auch jene, die Hoeness tatsächlich persönlich kennen. In einem «Zeit»-Interview meinte der reuige Steuer Sünder später selber: «Es gibt zwei Uli Hoeness, eigentlich drei.» Der erste Hoeness, der konservative Geschäftsmann bei Bayern. Der zweite, der privat sein Geld vorsichtig anlegte. Der dritte, der lange unbekannt Hoeness war da anders: Er war ein Getriebener, ein Zocker. Einer, der den Kick suchte, bei der Schweizer Bank Vontobel mit Millionen jonglierte und dabei Zehntausende Börsentransaktionen tätigte – all dies hinter dem Rücken des deutschen Steuervogts. Seine Motivation? Nicht nachvollziehbar. Sein Leichtsin? Unerklärlich. Die Folgen? Fatal. Hier wankt ein Lebenswerk.

Diesem «anderen» Uli Hoeness wird derzeit vor dem Landgericht München II der Prozess gemacht. Und mit ihm auch dem Uli Hoeness, den wir doch so gut zu kennen glaubten. Spätestens nach dem Urteilspruch wird endgültig klar sein: Es gibt nur einen Uli Hoeness.

Spotify will schon bald die Börse rocken

Der schwedische Internet-Musikdienst Spotify wird laut US-Medienberichten 2015 an die Börse gehen – dies trotz roter Zahlen. Gründer Daniel Ek setzt auf rasche Expansion statt auf Gewinne.

Von André Anwar

Stockholm. – Erst Facebook, dann Twitter – und nun Spotify. Medienberichten zufolge soll der weltgrösste Internet-Musikdienst für das kommende Jahr einen Börsengang in den USA anpeilen. Das schwedische Unternehmen sicherte sich dafür Kredite von internationalen Grossinvestoren. Laut der «Financial Times» gehören Credit Suisse, Morgan Stanley, die Deutsche Bank und Goldman Sachs zu den Investoren. Die Investitionswilligkeit dieser renommierten Finanzhäuser sei ein deutliches Zeichen

für den geplanten Börsengang, so die «Financial Times» und schwedische Wirtschaftsmedien. Auch andere populäre Internetdienste wie Zynga, Twitter und Facebook hätten vor ihrem Gang an die Börse Finanzpakete von Grossinvestoren erhalten.

Erfolg bei den Kunden

Das im April 2006 in einem kleinen Büro in Stockholm gegründete Unternehmen Spotify wird heute auf einen Wert von rund vier Milliarden Dollar geschätzt. Es hat laut eigenen Angaben weltweit sechs Millionen Kunden, die für den werbefreien Musikdienst bezahlen. Für rund zehn Euro im Monat kann Musik auch auf Mobiltelefone heruntergeladen werden. Zudem erfreue sich auch der über Werbung finanzierte Gratisdienst immer grösserer Beliebtheit, so Spotify.

Ein Börsengang könnte dem noch immer rote Zahlen schreibenden Musikdienst dringend benötigtes Kapital

bringen. Einen Grossteil ihrer Einnahmen müssen die Stockholmer Unternehmer nämlich an die Plattenindustrie weiterleiten. Laut der Nachrichtenagentur Reuters könnte ein Börsengang den Wert des Unternehmens auf sieben bis acht Milliarden Dollar hochschrauben. Die Investmentbanken und auch Spotify-Gründer Ek wollten sich zu den Gerüchten bisher nicht äussern. Noch im April 2012 hatte Ek Spekulationen über einen Börsengang eine klare Absage erteilt. «Wir wollen diese Firma langfristig aufbauen. Deshalb ist die Börse für uns keine Alternative», sagte er damals in einem Interview mit dem schwedischen Wirtschaftsblatt «Dagens Industri».

Alte Zahlen

Unklar bleibt, wie gut oder schlecht es Spotify tatsächlich läuft. Das Unternehmen, das zeitweise auch in die Kritik geraten war, weil Musiker an-

geblich nicht honoriert wurden, hat schon weit über einem Jahr keine Zahlen mehr über Nutzer und Einnahmen veröffentlicht. Laut Schätzungen von «Dagens Industri» aus dem Jahr 2012 soll Spotify in den Jahren 2011 und 2012 einen Verlust von insgesamt 655 Millionen Kronen (90 Millionen Franken) gemacht haben. «Diese Zahlen klingen realistisch», bestätigte Ek. Für 2012 gab Spotify an, den Umsatz im Vergleich zum Vorjahr auf 3,8 Milliarden Kronen mehr als verdoppelt zu haben.

Geld für die Expansion

Die weltweite Expansion kostete Spotify viel Geld. Das Unternehmen musste viel Personal einstellen und auch viel in Technik investieren. Gründer Ek unterstreicht selbst gern, dass der Ausbau des Geschäfts in so viele Länder wie möglich ihm derzeit noch wichtiger sei als die Gewinn-Verlust-Rechnung.

Lindt & Sprüngli geht aufs Jungfrauoch

Kilchberg. – Lindt & Sprüngli bleibt weiter auf der Schokoladenseite des Geschäftslebens. Im vergangenen Jahr erzielte der grösste Hersteller von Edelschokolade der Welt erstmals in seiner 168-jährigen Geschichte mehr als 300 Millionen Franken Reingewinn (+23,7 Prozent).

Und Lindt & Sprüngli will noch höher hinaus. Auch auf dem Jungfrauoch im Berner Oberland soll in diesem Sommer ein eigener Shop eröffnet werden. «Das wird die höchstgelegene Lindt-Boutique der Welt auf fast 3500 Metern über Meer sein», sagte Konzernchef Ernst Tanner gestern an der Bilanzmedienkonferenz in Zürich. Das Jungfrauoch werde jährlich von beinahe einer Million Menschen besucht – hauptsächlich aus Asien. Ausserdem werde Lindt & Sprüngli im Sommer im Verkehrshaus in Luzern eine multimediale Erlebniswelt für Schweizer Schokolade eröffnen. (sda)